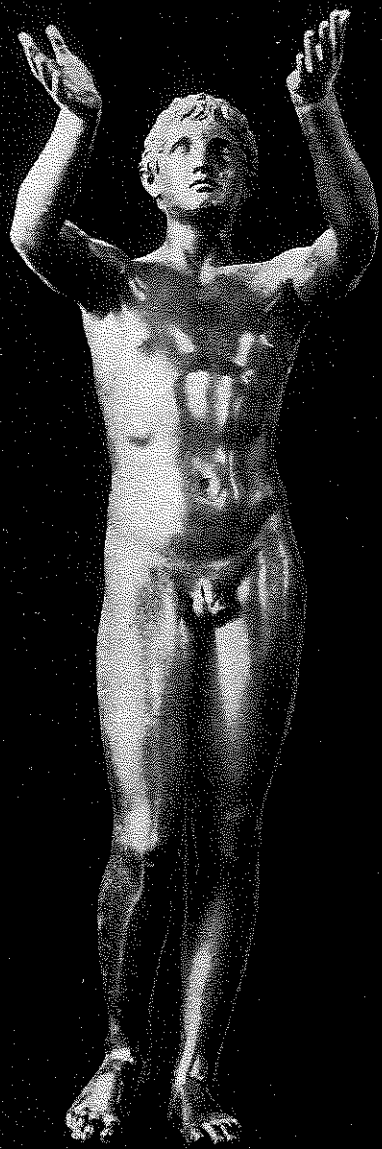


DAS WILHELM-GYMNASIUM



25
—
1960

DAS WILHELM-GYMNASIUM

Mitteilungsblatt der Vereine

„Schulverein Wilhelm-Gymnasium e. V.“

und

„Ehemalige Wilhelm-Gymnasiasten e. V.“

Hamburg 19 – Kaiser-Friedrich-Ufer 6 – Fernsprecher 44 10 21, App. 14 35/36

Konten: „Ehemalige“: Postscheck Hamburg 692 00, Vereinsbank Hamburg

Schulverein: Postscheck Hmb 139 13, Deutsche Bank AG., Dep.-K. X Hmb

Schriftleitung: Dr. H. L. Lorenzen, Hamburg-Blankenese, Manteuffelstr. 47,

Ruf: 86 26 96

Neue Folge – Heft 25, November 1960

Das diesjährige

Schulfest

DES WILHELM-GYMNASIUMS

findet am

Sonnabend, dem 28. Januar 1961

von 19 Uhr abends bis 2 Uhr morgens

auf dem D. E. S. „Bunte Kuh“ statt.

Die Zahl der Teilnehmer ist auf 600 beschränkt.

Besondere Einladungen ergehen noch.

Der Beginn des Kartenverkaufs wird bekanntgegeben.

Eintritt: Erwachsene DM 3.–,

Schüler und Studenten DM 1.50

Griechenland-Fahrt der Klassen 13a und 12b

Berichte

Erste Begegnung

Dies ist nur ein kleines Erlebnis – und es war das erste und vielleicht ein bestimmendes dieser Reise: Man könnte es nennen: Entdeckung der Akropolis. Das soll nicht heißen, man müßte den so beherrschenden Felsen, den in der Sonne die strahlenden Säulenreihen und Giebel der Tempel krönen, etwa suchen. Das tut nicht not; ob mit dem Zug, ob mit dem Schiff herangereist, immer grüßt die stolze Burg schon aus weiter Ferne und ruft: Hier unter mir liegt Athenes Stadt. Nein, so ist das nicht gemeint. Es war der erste Abend in dieser lebensprühenden Stadt; durch Ladenreihen und unzählige Menschen drängte ich mich eine enge Straße hinunter und plötzlich hatte ich alles Leben, Reklamen und Musik hinter mir gelassen, lief weiter und weiter, angezogen von etwas, das ich nicht sah und das doch da war. Ich brauchte vielleicht ein wenig Zeit, um zur Besinnung zu kommen. Dann endlich – wie eine entfernte Theaterkulisse, ein wenig in die Höhe gehoben und in unwirklich goldenes Scheinwerferlicht getaucht, stand sie am Ende der Straße und dennoch weit entfernt . . . die Akropolis. Sie wirkte nun wie ein Magnet. Ob ich schneller lief? – Für Augenblicke hatte ich wohl alles um mich herum vergessen. Je näher ich kam, desto schärfer wurden die Konturen der Felsen und der bestrahlten Säulenreihen. Die Straße stieg ein wenig an, die Häuser zu beiden Seiten wurden gedrängener, die Gassen winklig und eng, nur noch wenige Gaslaternen beleuchteten sie. Hier und da standen schemenhaft Gruppen zusammen. Flüstern und Kichern, Pfeifen, Bellen von Hunden, das Miau einer Katze, und unheimliche Blicke dunkler Gestalten schickte man mir nach. Früher einmal habe ich von der „Plaka“, der Altstadt, gehört, jetzt schien ich mitten hineingedrungen zu sein – und dies alles vor der sonderbaren Kulisse der in künstliches Licht getauchten Akropolis: So unwirklich war dieser Weg und dieses Bild, doch noch unwirklicher war, was dann geschah. Über einige stark ausgetretene Steintreppen war ich noch höher gelangt, auch die steile Felswand ragte noch gewaltiger in den Himmel. Hoch oben die Tempel ließen nun schon manche Einzelheit erkennen, denn Licht und Schatten betonte die Linien stärker, als es vielleicht die Sonne am helllichten Tage vermochte. Ich ging langsamer, meine Augen wanderten hinauf, am Felsen entlang, und zurück auf die Häuser der Stadt, die nun schon im Gefunkel der Lichter unter mir lag. Scheinbar war der Weg hier zu Ende, doch das Ziel war noch lange nicht erreicht. Ich fand mich auf einem langgestreckten Platz, ob Straße, ob unbebauter Grund, war nicht zu erkennen – ich schien ganz allein – und doch nicht: Denn hier oben zwischen dem Leben der Stadt und überwältigender Antike wanderten Gestalten, langsamen Schrittes dicht unter der Felswand entlang, von ihrem Dunkel fast aufgeschluckt, andere am Abhang, in ihren Umrissen gegen den tiefblauen Nachthimmel, immer zu zweien, ganz deutlich

zu erkennen. Es waren Pärchen an einem griechischen Frühlingsabend, der auch seine duftenden Blumen an diesem Ort und zu dieser Zeit nicht verbarg. Denn es huschten hier und dort ältliche vermummte Gestalten vorbei, die etwas am Arm trugen – Körbe, gefüllt mit kunterbunten Frühlingssträußen . . . Der grelle Scheinwerfer eines in der Ferne kehrenden Wagens brachte es an den Tag. Leicht, behutsam, aber schnell, so trugen sie den griechischen Frühling im Schatten der Antike den sie liebenden Menschen zu.

Ich empfand besonders noch später diese erste bewußte Stunde ein wenig symbolhaft für eine Reise, die ja erst beginnen sollte, eine Reise mit dem griechischen Frühling in das griechische Land, um mich in beides zu verlieben und um wiederzukommen, wie zu einer Freundin – bald, im Frühling.

Dierk Rudhard, 13a

Tagebuchblätter

Am nächsten Morgen nach einer Nacht auf harten Bänken, mit Unterbrechungen des Schlafes durch Laute, deren Sinn wir nicht verstehen, nach einer so ganz ungewöhnlichen Nacht finden wir uns wieder auf einem Bahnhof. Belgrad sagt der Fahrplan – Hauptstadt dieses Landes, unendlich weit weg noch vor wenigen Tagen da oben im Norden und nun mit einem Mal Gegenwart, trübe, ungewohnte, verschlafene Gegenwart einer frühen Morgenstunde. – Wir fahren uns rasch und flüchtig durchs Haar, schlüpfen in den Mantel und sind bereit: Die Eroberung der Stadt kann beginnen, für eine Stunde, ohne Stadtplan, ohne Sprachkenntnis und ohne Geld, versehen, ausgerüstet nur mit sehnsüchtigen, hungrigen, weitoffenen Augen.

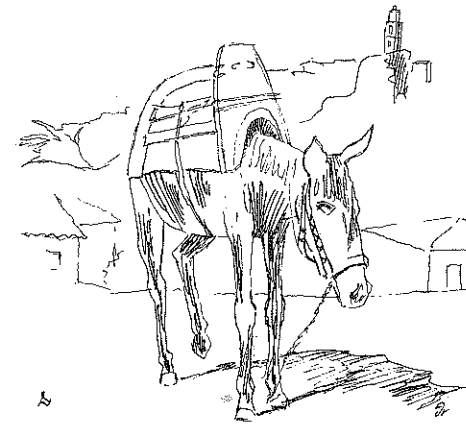
Unfreundlich ist der Bahnhof, ärmlich und düster gekleidet sind die Menschen, mit grauen Gesichtern. Wir sind seltsam berührt; aber sorglos schreiben wir diese Gesichter der frühen Stunde zu, die nur Arbeiter oder Leute vom Land hierher bringen mag. Wir verlassen den Bahnhof, es gibt keine Sperre, niemand hält uns auf, nur Augen fühlen wir, Augen, die ebenso wie unsere eigenen und doch auf eine andere Weise hungrig sind. Wir folgen einer Straße, die, an der Donau entlang, zur Festung zu führen scheint. Aber ist dies denn dieselbe Donau, derselbe Fluß, den wir in Passau bewunderten, in dem wir in Regensburg badeten? Fremd ist er uns, dieser Fluß, beängstigend und beseligend fremd. – Aus einer Tür, beinah erscheint sie uns wie ein gähnendes Loch in einer grauen Wand, kommt der Geruch von frischem Brot. Die Scheiben der Ladenfenster sind blind, teilweise nicht einmal heil, und die Fassaden der Häuser stehen verlassen darüber mit einer Drohung, in der ein Lächeln ist, das uns Angst macht. Wir scheinen uns in einer Hauptstraße zu befinden, eine Straßenbahn klingelt vorüber, der Fahrdamm ist breit – aber Menschen, Menschen sehen wir kaum.

Ein Junge mit Brotkringeln blickt uns aus tiefliegenden Augen an; aber wie sehr fehlt diesen Augen das lebendige Interesse, das wir gegenseitig in unseren eigenen lesen! Seine Kleidung ist schmutzig, abgerissen, er trägt pantoffelartige Schuhe – auch an anderen Männern haben wir diese Art von Fußbekleidung

gesehen – und sein Haar ist lang, wirr und schwarz. Überhaupt begegnen wir fast nur Männern und ab und zu einem alten, ärmlichen, gebückten Mütterchen mit einem Korb oder Tuch. – Dabei ist es die Zeit, wo wir daheim zur Schule zu gehen pflegten.

Schließlich haben wir doch die Festung erreicht, die verlassen im Morgenlicht liegt und den Blick auf diese so fremde Donau freigibt und auf die Stadt, die von hier oben aussieht wie andere auch.

Dann in den Straßen auf dem Rückweg umfängt uns die Stille wieder, die Fremdheit. Wir sehen eine Kirche, aber leider ist sie verschlossen; wie gern hätten wir uns in die Kühle einer Kirche geflüchtet aus dieser verwirrenden, beklemmenden Stadt. Wir sind schließlich auf einem Markt; scheu bestaunen wir die Bauern in Fellmützen und groben Stiefeln, die Frauen mit den rot-weißen Umschlagtüchern, die ärmliche Ware und die Esel, die geduldig vor



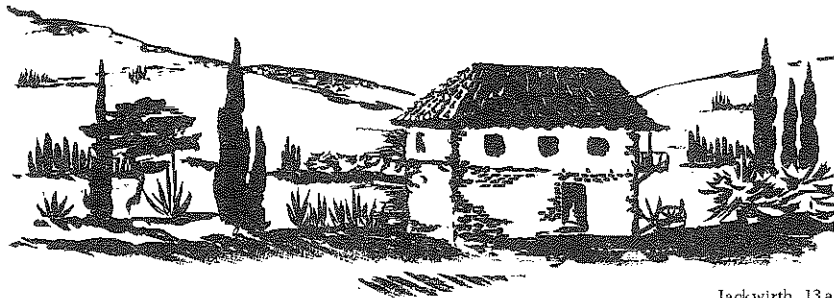
ihren Karren stehen. Nun laufen wir fast zurück zum Bahnhof, nicht nur, weil die Zeit drängt. Die Beklemmung, das Lastende, unter dem diese Schultern sich beugen, das diesen Augen etwas Hoffnungsloses, Totes, etwas endgültig mit dem Leben Fertiges zu geben scheint, bedrückt auch uns.

Dann rollen die Räder weiter, südwärts durch sonnige Landschaft, durch Wiesen, die fern in zarten Hügelketten in den Horizont übergehen, durch zerklüftete Felsen, an reißenden Flußläufen entlang, durch Tunnel und wieder durch Wiesen, wo Zigeuner, Bauern, seltsam gekleidete, märchenhafte Gestalten, mit Eseln manchmal, unter der Sonne ihres Weges ziehn.

Und wieder ist es Abend, wieder sind wir an einer Grenze. Der Bahnhof ist dunkel, Soldaten bewachen den Bahnsteig, Zollbeamte fordern mürrisch und eilig unsere Pässe. Gedränge im Zug, fremde Laute, Nachtluft – und dann ein Satz, der sich ausbreitet wie ein Licht: „In zehn Minuten sind wir in Griechenland!“ Nun stehen wir am Fenster, zeigen uns die Sterne am Himmel und die

Lichter am Horizont: Dort ist Griechenland. Und mit einem Mal sind wir da, das ersehnte Ziel ist erreicht. Hell erleuchtet ist der Bahnhof, freundlich, fröhlich, zuvorkommend sind die Beamten; aus einem Lautsprecher tönt der neueste Schlager, wir dürfen den Zug verlassen, man bietet Erfrischungen an, und der helle Bahnsteig lädt zum Auf- und Abgehen ein. – Wie unendlich groß ist doch der Unterschied zwischen dem ersten Eindruck von diesem Land und dem, das wir eben verlassen haben! Wir atmen auf; aber unausgesprochen bleibt die Frage: Womit haben *wir* es verdient, daß wir aufatmen dürfen? ...

Gudrun v. Andrian-Werburg, 13a



Jackwirth. 13a

Versuch

Er wollte vielleicht auch Schönheit finden in Griechenland; und man findet sie viel dort. Schönheit kennen sie in Germanien auch; der Himmel, der Wald, die Wiese, eine Wolke, ein Baum, eine Blume ist schön.

Aber sie können nur sich freuen und als Lauscher und Gucker vor der kleinen Blume stehen; und ganz eben greift ihre Schönheit ihnen ans Herz, weil sie heil ist, und vielleicht ist es Neid. Sie können treten auf die Blume, dann ist ihre Schönheit weg, und sie können sie ihr nicht wiedergeben. Sie können den Bau erkennen und die Funktionsweise erläutern und das Sein erklären. Sie kennen die Ordnung, in der sie existiert, aber sie sind neidisch, weil sie vielleicht nicht dazugehören. Weil sie noch diese besondere Kraft haben, die ihnen mehr erlaubt, als ihnen bei den Tieren in der Natur zusteht; mit ihr können sie das schöne Gleichmaß, das die Natur ist, zu ihrem Vorteil stören.

Aus diesen Kräften, die die Kräfte des Geistes sind, läßt sich die Ordnung der Natur, indem sie als schön empfunden wird, menschlich nachbilden. Die Griechen haben das in sich gefunden, was sie aus dem Zwang tierartigen Lebens löste, das ihnen nicht gemäß war. Die Kräfte des Menschen bauten damals die Ordnung, die ihre eigentliche Ordnung war. Die Griechen sahen die Schönheit der Natur, und sie verehrten die Mächte, die die menschliche Ordnung tragen. Und ihre Tempel wurden auch schön, in der Art, wie die Natur als schön empfunden wurde; jetzt sind sie Kunst. Er hat die Tempel gesehen und fand sie auch schön, in der Art, wie ein Baum und eine Wolke schön ist

und wie der Himmel und der Wald. Nicht wenn sie im Geist den Alten für die technische Leistung belobigend auf die Schulter klopfen, kommt der Schauer der Schönheit, und wenn sie noch so sehr klopfen. Nicht wenn sie zwischen Säulenstümpfen hindurch die feurige Sonne im bleichen Meer versinken lassen, kommt der Schauer der Schönheit, und wenn sie noch so mitglühen. Burg Drachenfels am Rhein ist genauso romantisch, und außerdem fehlt in Delphi der Efeu an den Säulen. Man kann auch den weißen Mond sein mildes Licht unter die schlanken Säulen der Palaistra in Olympia gießen lassen. Oder man begeistert sich an der Lichtreklame für die alten Götter Griechenlands auf der Akropolis. Das Gefühl, das aus dem Romantischen kommt, ist sehr nett, aber es bringt nicht den nämlichen Schauer der klassischen Schönheit.

Ihr Inbegriff ist der Parthenon. Er steht frei auf der Höhe des Hügels, und man kann mit ihm allein sein. Hier kann man die Schönheit, die der Geist der griechischen Menschen geschaffen hat, abstrakt aufnehmen. Es ist nichts mehr zwischen dem Beobachter und seinem Ziel, und nichts wirkt gleichzeitig auf das Auge und verfälscht die Wirkung. Da kann man auf etwas wie einen Schauer der Schönheit warten, den man nur hier in Griechenland erlebt. Und es ist tatsächlich das Heile und Ganze, das, was niemals aus sich zerstört wird, das, was nicht birst vor Kraft und nicht zusammenfällt vor Schwäche, was ihm diese Lust und Freude bringt, das, was den Wald und die Wiese und den Himmel auch so schön macht; und jede Säule ist wie ein Baum und eine Blume und eine Wolke vollkommen schön. Und er denkt an die Schönheit eines Mädchengesichts. Sanfte Locken von mattblondem Haar fallen in die Stirn; tausend andere Mädchen mit solchem Haar sind nicht schön. Die Wangen sind blaß, und die Haut läßt das Blut zart durchscheinen; fünfhundert andere Mädchen mit solchen Wangen sind nicht schön. Hundert andere Mädchen mit ihren Lippen sind nicht schön. Die blauen Augen blicken ernst aus dem Schatten unter der Stirn hervor, die blauen Augen leuchten hell über die zarten Lider; fünfzig andere Mädchen mit solchen Augen sind nicht schön. Zehn andere Mädchen mit ihren Haaren und ihren Wangen und ihren Lippen und ihren Augen sind doch nicht schön. Ihr Mädchengesicht ist anders schön als der Parthenon schön ist. Das Knabengesicht der Antinoosbüste ist eine geordnete Ganzheit, und dazu hat es etwas von ihrem Gesicht. Das sind vielleicht die Lippen, die ihn da reizen. In dem Knabenkopf liegt ein Reiz, der hier zweifelhaft ist wie der Antinooskult. Er weiß, daß der nämliche nur der spätrömischen Periode angehört. Aber doch scheint ihm hier etwas, was Gleichmaß ist, wie etwas Lebendiges. Das ist die Schönheit eines Mädchengesichts, das noch rein ist vom Menschsein, wenn es lächelt oder wenn es sinnt. Das ist auch die „schöne Lapithin“; und er merkt, daß der Parthenon nicht denken kann und nicht lächeln kann; der Wagenlenker in Delphi tut es auch nicht. Aber die reine Ordnung hat ihm doch so etwas wie den Geist erfreut. Und das Körperliche wärmt ihm das Herz.

Sie träumen den Sagen nach vor den Friesen des Zeustempels; sie erleben die Gebärde des greisen Sehers, der Lapithin, des Centauren. Er wollte emp-

finden, wie göttlich den Menschen seine Gaben machen, und er fand ihn sehr göttlich, wie den Apollon in Olympia. Und als er in Delphi war, hat er sich noch etwas gedacht, weil er sich da verlor; und das wunderte ihn. Da war das alles, was ihm als Menschen solche Ehre macht und das Selbstgefühl so hebt. Aber dieser Fels in Delphi war so steil und fest, und das Tal war so tief und grün; und das hatten die Menschen nicht gemacht, das war gewachsen. Da meinte er den Gott zu ahnen, der Delphi wachsen und bauen ließ. Das Heiligtum und die Natur sind vielleicht ein doppeltes Mal göttlicher Ordnung, sagte er; und ihm ist Delphi auch heute noch heilig.

Das alles hat er gedacht, um sich ihnen mitzuteilen. Vielleicht hat er mehr oder weniger und nichts empfunden. Aber gesponnen hat er überall ein bißchen, weil er doch tatsächlich auch nur Trümmer gesehen hat. Trümmer sind nicht schön. *Uwe Kühl, 13a*

Et ego in Arcadia

Also, ich bin einer von jenen, die nach Griechenland fahren. Mit anderen Worten, meinen Sie jetzt, einer von denen, für die der unerfüllte Traum zahlloser Studienräte zur süßen Wirklichkeit wurde. Ich muß das ablehnen, Sie schätzen mich entschieden zu glücklich ein. Aber womöglich habe ich Sie jetzt verärgert. Ich werde es Ihnen daher genauer erklären.

Das Ganze war für mich gar kein Traum. Es ging sogar so weit mit mir, daß ich auch jenen Drang nicht in der Brust verspürte, der mich doch eigentlich zum Studium großer Zeitläufte an den Trümmern ihrer vergangenen Wirklichkeit treiben sollte. Statt dessen gehörte ich zu diesen Reisenden, die harmlos dann und wann ihre Kamera zücken, um archaisch lächelnde Volkskörperungen hinter Bergen von Obst aufzunehmen. Ich schlenderte über die berühmten Ruinenfelder, *anschauend und vorstellend*, aber nicht so forschend, wie jene es waren, die den Kulturführer und das Tagebuch – letzteres als bankraubgesichertes Schließfach des Geschauten – in den großen Taschen ihres Alltagsrockes mit sich führten.

Kurz – ich will kein Hehl daraus machen, – es war für mich nicht jenes Erlebnis, das den Atem nimmt. Dennoch, mein Gedächtnis hielt fest, was mir dies *Land auf dem Balkan* an überraschenden Bildern anbot. Doch tat ich das nicht, wie jemand in einer Gesellschaft unter Frackzwang anläßlich des Anlasses das Glas herben Weines an die Lippen setzt, sondern nahm dieses Geschenk hin wie eine erfrischende Limonade, die an einem heißen Sommertag ganz unverhofft im Eisschrank steht.

Vergeblich irrte ich auf Wochenmärkten und anderen Plätzen, auf denen „ein repräsentativer Bevölkerungsschnitt“ seinen Geschäften nachgeht, umher und suchte fruchtlos – abgesehen von einigen Apfelsinen, die dort unten sehr billig sind – nach den *Philosophen*. Ich fand sie nicht. Aber dennoch sind ihre Fußtapfen auf dem Boden der Stadt, die sich einst Erzieherin eines ganzen Volkes genannt hat, nicht gänzlich im Straßenstaub eines modernen Athen unterge-

gangen. Ihr Gesicht identifiziert sich für Momente der Verwunderung in dem beschwörenden Mienenspiel des Gebrauchtkleiderverkäufers neben dem Hotel, das nur über die Fallstricke orientalischen Basarlebens für den krampfhaft die Geldtasche festhaltenden Gast erreichbar ist. Augenblicke, in denen das Objekt händlerischen Redegesicks angestrengt den Gedankengang nachzuvollziehen versucht, der seinen Gesprächspartner von den Blue-Jeans seiner Straßenauslage auf das Problem der 7. Amerikanischen Flotte im Mittelmeer geführt hatte. Und dann, ein andermal, fand ich den Nachlaß des *Odysseus* im unredlichen Feilschen eines Tabakhändlers, zu dessen Aufdeckung mich jenes Geheimnis unseres deutschen Wesens in die Lage versetzt hatte, nämlich das wissen zu wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und andererseits unser Vermögen, dieses geistige Wollen auf die Dinge unserer praktischen Umwelt zu lenken. Ich erkannte also sein Spiel und schämte mich nicht, ihn angesichts jenes homerischen als einen mißbratenen Neuzeitodysseus bloßzustellen, vielgeprüft allein im wechselndem Umgang mit Fremden, denen er nicht das Vielfache des Preises abnehmen konnte. Aber dennoch ein nicht minder wahrer Odysseus! Denn erst dann, wenn wir beginnen, das Leben eines hier redselig, da verschlagen erlebten Balkanvölkchens auf das Bild heroischer Heldengeburde zu beziehen, sind wir der *Wahrheit* nahe.

Denn gerne sieht der Mensch sich so, wie er gern sein möchte, und hinterläßt uns dieses geputzte Werk in seinen überkommenen Worten. Und eine ehrfürchtige Nachwelt, die insgeheim den Glauben an jenes Goldene Zeitalter nie verliert und es nur zu gerne in seiner Geschichte entdecken möchte, sieht Prinzip und Leitbild und zugleich Anlaß genug, es für die volle Wirklichkeit zu nehmen, und dabei sind doch wir alle nur belächelnswerte Karikaturen unseres Selbstideals, die Menschen heute und auch die gestern.

Aber das ist jetzt der Aspekt, unter dem jeder Haufen Apfelsinen, der um das Doppelte in die Hände eines teutonischen Marktbesuchers in Athen übergeht, seinen Charakter als Unverschämtheit verliert und zu einer inhaltvollen Dokumentation wird, die den Geist erbaut. *René Boehm, 12b*

Mykonos, zeitlose Insel im Ägäischen Meer

Mykonos, Insel der Windmühlen und Kapellen, der weißen Häuser und stillen Heiligen, die sich im Dämmer eines byzantinischen Kirchleins anblicken, Insel auch des pulsenden Lebens, der Gesänge und bunten Gewänder, Insel der Augen, die das Leuchten eines Sonnenuntergangs wiederspiegeln, wenn das Meer erglüht unter dem Strahlenfinger des roten Sonnenballs, du, die du wie keine andere Frieden ausstrahlst und Frieden gibst.

Wie fühlst du, Fremder, der du hierher kommst aus dem Getriebe Äthens, vom bestechenden Delphi, vom lieblichen Olympia, hier den Frieden und die Stille. Delos suchst du, die Wiege Apolls und seiner göttlichen Schwester, Brücke nur ist Mykonos, und doch kannst du dich seinem Zauber nicht entziehen. Hier findest du nicht Altertümer, hier haftet dein Auge nicht an schlanken Säulen, hier erstehen nicht Tempel und Heiligtümer vor deinem

offenen Blick, und doch gibt es gerade hier Heiligkeit, Ewigkeit. Brücke nur ist diese Insel für dich, und doch ist sie so unendlich viel mehr. Denn die weißen Gassen, die Häuser mit ihren hohen Treppen und verschwimmenden Konturen leben die Ewigkeit. Hier im Dämmer der Kapellen, hier in der Kühle der Gassen, hier auch am Hafen, wenn die Sonne im Mittag steht, ist Stille wie nirgends sonst. Tatenlos scheint das Leben, tatenlos, abwechslungslos, träge und doch so unendlich bewegt. Vielleicht hat gerade dies, daß die Insel nur Brückenpfeiler ist nach dem berühmteren Delos, ihr den Frieden bewahrt, hat gerade dies ihr ein Gleichmaß gegeben, eine lächelnde Passivität, in der du das Singen der Ewigkeit verspürst.

Wenn die Fischer aufs Meer fahren, werden ihre Bewegungen eins mit dem Meer. Wenn die Mädchen am Webstuhl sitzen, werden ihre Gedanken eins mit dem ewigen Muster, das sie weben und in das sie verwebt sind. Hier scheint das Leben stillzustehen, obwohl es pulst und klingt wie anderswo auch, hier scheint es abzulaufen nach ewigen, uralten Gesetzen wie vor hundert Jahren und wie vor tausend, – hier ist es still. Und wenn der Wind braust oder sanft der Regen fällt auf das Meer und den Strand, dann bist du der Wind, bist du der Regen und das Meer, hier bist du eins mit dem, was sie Natur nennen in den Städten mit einem leisen Lächeln, mit Wehmut vielleicht. Hier bist du deinem Ausgang nah und dem, in das du einst eingehen wirst, hier bist du Kreatur, was du auch seist in einem andern Land. Magst du auch Nihilist sein oder Atheist in den Städten deiner Heimat, hier wirst du still und trittst in Kapellen, um die Kerze zu entzünden, die man dir reicht, und du fragst nicht nach dem Sinn, denn der Sinn bist du selbst, der Sinn ist die Sonne, ist das Meer und der Wind und der Himmel, der lächelt oder sein Antlitz verhüllt in Sonne und Wind.

Vielleicht ist dir all dies entgangen, denn dein Blick suchte das andere Eiland über dem Meer, vielleicht sahst du nur buntes Getriebe am Hafen, vielleicht gaben dir die Gassen nur Kühle und die Häuser nur Schlaf; vielleicht saßest du nicht auf den Klippen am Abend, wenn die Sonne versank, vielleicht suchtest du nicht die Tiefe des Meers, wenn du schwimmend oder rudernd im Boot deine Hand tauchtest ins kühle Blau, vielleicht lagst du nicht am Fuß einer Windmühle und lauschtest dem Reden des Winds, vielleicht, ach vielleicht blieben die Augen der Heiligen geschlossen vor deinem Blick – aber tief in dir wirst du die Sehnsucht mit fortnehmen und die Stimmen der Ewigkeit hören, die auf dich warten, hier auf der Insel im Meer.

Gudrun v. Andrian-Werburg, 13a

WISSENSCHAFTLICHE FACHBÜCHER

Kurt Welemeyer

Hamburg 36, Neuer Wall 8, unter der Uhr, Tel. 34 62 63

Schöne Literatur und Kunstbücher in sorgfältiger Auswahl

Versand auch nach auswärts

Schulbücher für alle Schulen

Hellenischer Fischer

Eine Preistafel schwankt
im trägen Lärm der Taverne.
Seine rissigen Hände –
lässige Umklammerung einer Zigarette.
Müdigkeit schwimmt im gelben Öl
der Tellerreste.
Er verdaut.
Auch die Reste der Träume
gestriger Nacht
sickern durch die Trakte des Großhirns.
Welche Meere befuhrest du heute Nacht?
Welche Inseln blauer metallener Küsten roten Meeres,
welche Paläste steil um die Sonnen gestellt?
Aber die Reste sind belanglos.
Müdigkeit schwimmt im gelben Öl,
blasser Tang, schmutziger Bimsstein, verfaultes Holz.
Der Traumschiffbrüchige sitzt
im trägen Lärm der Taverne –
gebannt von der Preistafel.

Drögemüller

Apostolos Mammelis (griech. Dichter der Gegenwart):

Mächtig

In die tangbepflanzten Tiefen des unermesslichen Meergartens
Will ich, ein riesenhafter Taucher, tauchen
Und will in Höhlen heimlichster Verstecke eindringen,
Von jungfräulichen Wurzeln will ich
Den Saft der weißen Perlensterne saugen.

Und kehr ich wieder, mächtiger, mit großem Atem,
Laß ich, bevor ich Schaum und Blendnis wie Perlen ringsum streue
In Weiten, die keine atmende Seele durchschwommen,
Die mystische Sonate des endelosen Alls erklingen:
Ein großes, nie gehörtes Lied werde ich singen.

Übers. von Drögemüller

Schobüll und die Griechen

Als erste Austauschgruppe trafen zum Gegenbesuch für unsere Klassen 13a und 12b am 6. Juli zwanzig griechische Schüler (12 Jungen, 8 Mädchen, 14–15 Jahre alt) von der Deutschen Schule in Athen (Dörpfeld-Gymnasium) unter der Leitung von Herrn Dr. Dimitrakos (und Gattin) in Hamburg ein.

Sie fuhren am gleichen Tage mit unserer Feriengruppe nach Schobüll und verbrachten dort drei Wochen in Wind, Watt und Regen. Sie besuchten von dort Sylt, Flensburg, Schleswig (Haithabu), Husum, Hallig Südfall und Helgoland. In Schobüll selbst – das traf sich, als wenn es so hätte sein müssen – besuchten wir für fast zwei Stunden mit einer Abordnung von Schülern die dort wohnenden Angehörigen Dörpfelds, denen die Griechen einen Strauß Rosen überreichten. Am 27. Juli kamen sie wieder nach Hamburg, wo sie (gegen Bezahlung) in Familien unserer Schüler untergebracht waren: gemeinsame Besuche galten Lübeck-Travemünde-Priwall-Zonengrenze, Friedrichsruh-Sachsenwald, den Hamburger Museen, dem Verlagshaus Axel Springer. Am 12. August wurden sie von Landesschulrat Matthewes in der Schulbehörde empfangen. Am 16. August sind sie wieder gen Süden gereist.

Herr Dr. Drögemüller als der Initiator des Austausches und ich hatten ein wenig Angst, vor allem wegen Schobüll. Wenn man aus einer Millionenstadt am Mittelmeer kommt, dann sind Geest, Watt, Möwen und Dorfidyll nicht jedermanns Sache. Ich war selbst die ersten zwölf Tage bei der Gruppe in Schobüll, und niemand war glücklicher als Herr Dimitrakos und ich, als wir sahen, wie vom ersten Tage an sich zwischen den Gästen und unserer Feriengruppe eine schöne und herzliche Freundschaft entwickelte, die sich fortsetzte, als die Griechen (übrigens gut erzogene junge Menschen) mit, versteht sich, südlichem Temperament, nach drei Wochen von den Familien aufgenommen wurden.

Schobüll war in jenen Tagen international: Anruf für Z. L. aus Paris, Vater von E. K. unterbrach seine Reise Athen-Paris-Brüssel-Bonn-Athen zu einem Abstecher Hamburg-Husum-Schobüll, und man hatte den Eindruck, daß sonst im ganzen Jahr in Husum nicht so viel Luftpost aufgegeben wurde wie in diesen drei Wochen.

Die sechs Wochen waren für alle Beteiligten, auch für unsere Schüler, ein unvergeßliches Erlebnis. Als die Griechen am 16. August um 10.26 Uhr auf dem Hauptbahnhof in den Zug stiegen, waren neben den Eltern und Schülern, bei denen sie zu Gast gewesen waren, sogar viele von den Mitgliedern der Feriengruppe erschienen, die sich „nur von Schobüll her“ kannten. Es war gedrängt voll, laut und sehr, sehr herzlich (also kein „großer Bahnhof“).

Bömer

Herbstaustausch 1960

Neben dem Sommeraustausch, über den schon berichtet wurde, fand nach Vereinbarungen, die die Klassen 13a und 12b bei ihrem Frühjahrsbesuch getroffen hatten, noch ein Besuch einer dreizehnköpfigen Gruppe griechischer Schüler des Athener Dörpfeld-Gymnasiums im Frühherbst statt.

Die griechischen Sekundaner und Tertianer, von denen ein Teil von einem früheren Austausch her die Bundesrepublik bereits kannte, trafen in den letzten Augusttagen in Hamburg ein, wo sie in den Familien der ihnen befreundeten Schüler des Wilhelm-Gymnasiums aufgenommen wurden. Über den ein-

monatigen Familienaufenthalt äußerten sich die Jungen sehr zufrieden und teilweise sogar begeistert. „Durch den Aufenthalt in deutschen Familien haben wir zum ersten Mal richtig Sitten und Art des Denkens bei euch kennengelernt“, schreibt Nikos Perakis aus Athen und fügt hinzu: „Ich muß gestehen, daß ihr ganz anders als wir denkt, und vielleicht manchmal richtiger...“. Wo wir Deutschen möglicherweise richtiger zu denken oder die Griechen vielleicht richtiger zu leben wissen, soll hier nicht beantwortet werden – wichtig ist, daß hier Unterschiede erkannt, Toleranz geübt und eben dadurch ein ganz kleines Stück jener europäischen Verständigung erreicht wurde, für die wir heute mehr tun müßten als je.

Hauptsächlich in den ersten Septemberwochen nahmen die Griechen am Unterricht des Wilhelm-Gymnasiums teil. „Es kann sein, daß euer Schulsystem besser als das (dem französischen ähnliche) griechische ist, nur sind die Schüler in Deutschland auch nicht fleißiger als wir“, heißt es in einem Brief. Es ging aber bei diesen Hospitationen auch gar nicht darum, das auf dem Balkan sattnam bekannte und gefürchtete Bild vom „fleißigen Deutschen“ („der Deutsche ist eine Maschine“) zu zeigen, sondern den jungen Deutschen, wie er in der Unterrichtung durch seine Gesellschaft steht und sich entwickelt.

Ein erster Ausflug führte die Griechen in die norddeutsche Landschaft zwischen Elbe und Weser, auch an die Nordsee: was Wunder, daß in den weiten Watten der Unterschied zur Ägäis recht deutlich wurde. Amüsiert lächelte man über den deutschen Olymp in der Wingst, ältere Beziehungen stellte man an Vossens Haus in Otterndorf, Handelsbeziehungen neuerer Art in Bremen fest, und in Worpsswede erinnerte man sich an das, was man von Herrn Hering in der Kunsthalle oder im Kunstunterricht in Athen gelernt hatte.

Ein zweiter Ausflug führte an der Holsteiner Zonengrenze entlang. Ein Faktum, das nur im Gleichnis zu begreifen war: „Stell dir vor, durch Thessalien gäbe es eine Grenze zwischen Griechenland und Griechenland...“. Unmöglich! Aber hier? Achselzucken... Und während immerhin die Möglichkeit zweier Deutschländer in der Realität begriffen wurde, so bedurfte es erst längerer geographischer Diskussionen, um die Plakatthese „Deutschland dreigeteilt – niemals!“ verständlich zu machen, denn auch die griechischen Atlanten wissen nur, daß östlich der Oder Polen liegt, und die Geschichtsbücher, daß Deutschland eine Rechnung bezahlen mußte, an der nicht nur die andern oder nicht nur eine nazistische Staatsführung schuld waren.

Das Exempel aber unseres westlichen Deutschlands wurde für die Griechen Hamburg. Wenn es auch zunächst so schien, als ob Börse einerseits und Jazzkeller andererseits Hauptanziehungspunkte wären für eine Jugend, die ein überhebliches mitteleuropäisches Fehlurteil als levantinische jeunesse dorée begreift, so gab es doch genug anderes, was ein ganzes Bild gab: die Bewunderung der bürgerlichen und föderativen Staatsauffassung im Rathaus, die Ergriffenheit in den großen Kirchen der drei Hansestädte, die Schärfe schließlich der Beobachtung aller Dinge unseres Alltags.

Wer im Ausland gelebt hat, weiß, wie schwer, wie mühsam es ist, mit einem fremden Volk zu leben. Ein fleißiges Volk, ein schmutziges Volk, ein naives

Volk, ein kluges Volk . . . Schablonen vor dem Kennenlernen und – nach dem Kennenlernen?

Daß die Mühe, die wir alle, Griechen und Deutsche miteinander hatten, sich gelohnt hat, zeigte sich etwa bei dem Abschlußgespräch der Griechen mit Herrn Professor Bömer im Direktorat.

Der Austausch schloß mit einem Empfang der Schülergruppe des Dörpfeld-Gymnasiums Athen im Hause unseres Direktors und mit einer herzlichen Verabschiedung durch Eltern und Schüler des Wilhelm-Gymnasiums auf dem Bahnhof Altona.

Drögemüller

Plautus, Miles gloriosus

Jede Ankündigung einer Schulaufführung ruft zunächst ein gewisses Unbehagen hervor. Man erinnert sich, daß einerseits schauspielerische Talente unter den Schülern selten, andererseits die ausgewählten Schauspiele oft anspruchsvoll sind. Aus dieser Diskrepanz zwischen Wollen und Können ist schon manche Tragödie auf einer Schulbühne zur Komödie, manche Komödie zur Tragödie geworden.

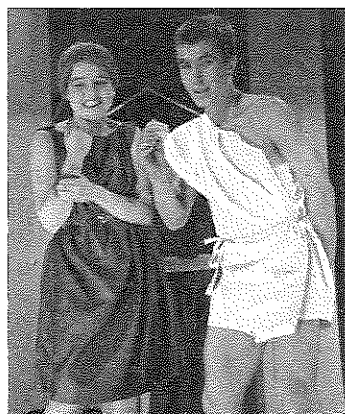


Foto: Holger Oehrens, 12a

Hier war es ganz anders. Der Regisseur, St.-Ass. *Liermann*, hatte das Glück, in seiner 12a gleich mehrere schauspielerische Begabungen zu finden. Als sich die Klasse an der Lektüre des Miles gloriosus sehr erfreute, entstand der Plan, diese Komödie in lateinischer Sprache aufzuführen. In unzähligen Proben, die sich über ein Jahr erstreckten und im letzten halben Jahr nahezu täglich stattfanden, entstand diese bis ins letzte Detail einstudierte Aufführung, die am 21. Juni in der vollbesetzten Aula ihre Premiere hatte. Der überwältigende Erfolg erzwang eine Wiederholung am 4. Juli.

Dieses Stück hängt an der Besetzung der Sklavenrollen. Manfred *Poerschke* spielte überzeugend den durchtriebenen Palaestrio, der seinem Herrn Pleusicles die von dem Miles entführte Geliebte Philocomasium zurückgewinnen will. Man glaubte es ihm, daß er Sceledrus, dem tölpelhaften Wächter dieses „ehrbaren“ Mädchens, schließlich das Bekenntnis entringen konnte: *nescio, quid credam egomet mihi iam, ita quod vidisse credo, id iam non vidisse arbitrator* (402–403). Der Sceledrus wurde von Joachim v. *Fircks* virtuos dargestellt. Seine Clownerien waren plautinisch. Volker *Schmidt* tat sich als der lebemännische Greis Periplectomenus hervor. Gut auch Peter *Nielsen*, wenn er seinen Text beherrschte, in der Rolle des prahlerischen Pyrgopolinices. Herbert *Asschenfeldt* verkörperte den Jüngling Pleusicles, dessen Charakterzeichnung bei Plautus merkwürdig blaß bleibt. Bei Plautus waren bekanntlich auch die weiblichen Rollen mit männlichen Schauspielern besetzt. Aber können wir es dem Regisseur verübeln, wenn er die Hetären von seinen Schülerinnen spielen ließ, zumal er solche eindrucksvollen Interpretinnen „dieses Fachs“ wie Gerlind *Isele* (Philocomasium), Ursula *Wenke* (Acroteleutium) und Daniela *Oesten* (Milphidippa) hatte? Die gesamte schauspielerische Leistung war in Sprechtechnik und Mimik so stark, daß man auch ohne die Einführung, die zu Beginn jedes Aktes in deutscher Sprache gegeben wurde, dem Gang der Handlung hätte folgen können.

Es wäre jedoch ungerecht, nur die Hauptrollen zu loben. Die Aufführung stellte eine Klassenleistung dar. Jeder war beteiligt, wenn nicht auf der Bühne, so doch hinter den Kulissen. Nach der Aufführung, über die sich alle Zuschauer köstlich amüsierten, waren sich die Plautuskenner darin einig, daß hier ein „echter“ Plautus über die Bühne gegangen sei. Ein größeres Lob kann man auch dem Regisseur nicht sagen.

Peters

Personalia

Verlobt:

Fräulein Ingrid *Merker*, Hmb.-Altona, Palmaille 80, mit Herrn Rudolf B. *Eich* (Abit. 1953), Hmb. 43, Weichselmünderstr. 4, am 25. Juni 1960

Fräulein Andrea *Hoberg* mit Herrn Dieter *Wohlenberg* (Abit. 1955), Hmb.-Wellingsbüttel

Verheiratet:

Stud.-Ass. am Wilhelm-Gymnasium Dr. Hans-Peter *Drögemüller* (Abit. 1951) und Frau Margret geb. *Ehrhardt*, Hmb.-Bramfeld, Berner Chaussee 8, am 4. Juli 1960

Stud.-Rat am Wilhelm-Gymnasium Hannsjürgen *Harms* (Abit. 1939) und Frau Ruth, geb. *Megow*, Hmb.-Blankenese, Fuhlendorfweg 21e, am 1. Juli 1960

JULIUS AHRENS & CO.

Weine und Spirituosen

HAMBURG 36, DAMMTORSTR. 31

Telefon: 34 09 23

Herr Hartmut *Rühaak* (Abit. 1957) und Frau Ingrid, geb. *Buschow*, Hmb., Chateaufstr. 9, am 16. Juli 1960

Herr Egon *Beck* (Abit. 1950) und Frau Vera, geb. *Kruse*, Hmb. 13, Grindelallee 159, am 29. August 1960

Herr Fritz *von Wachter* und Frau Wiebke, geb. *Edens* (Tochter des ehem. praec. W.G. Dr. Rich. Edens), Caracas, Venezuela, am 19. August 1960

Geboren:

ein Sohn, *Uwe*, am 13. September 1960, Herrn Dipl.-Ing. Friedrich *Kähler* (Abit. 1951) und Frau Ilse, Hmb.-Stellingen, Kieler Str. 345a

Promoviert:

zum Dr. med. an der Hamburger Universität Harro K. E. *Ketels-Harken* (Abit. 1954). Thema: Beobachtungen an blutenden Ulcera des Magens und des Duodenums.

Goldenes Doktorjubiläum:

Herrn Dr. phil. Rich. *Edens* (praec. W.G. 1925–1952) wurde am 5. August 1960 durch die Universität Rostock sein Doktordiplom erneuert.

Geburtstage:

Am 30. September 1960 wurde Rich. *Mende* (praec. W.G. 1927–1943) in Itzstedt bei Nahe 80 Jahre alt.

Seinen 70. Geburtstag feierte StR Hans *Zimpel* (praec. W.G. 1926–1945) am 5. Oktober 1960.

Wir gratulieren!

Scharlachberg

MEISTERBRAND



Neue Anschriften:

Prof. Dr. F. *Bömer*, Garstedt Bez. Hamburg, Mozartweg 32 (Ruf: 570351)

Prof. Dr. Ing. H. *Donandt* (Abit. 1915), Spielberg über Wittlingen in Baden, Fernruf: Langensteinbach 351

Stud.-Ass. Dr. H.-P. *Drögemüller* (Abit. 1951), Hamburg-Bramfeld, Berner Chaussee 8

Stud.-Rat i. R. Dr. H. *Drude* (praec. W.G. 1925–1958), Hmb.-Langenhorn, Krohnstieg 51, Ruf 59 09 05

Wilh. *Rughase* (Abit. 1939), Hmb.-Ohlstedt, Wölprie 18

Pastor Christian *Schulze* (Abit. 1943), Hmb.-Fu., Fehrsweg 14, Ruf 59 76 03

Wulf *Rodewald* (Abit. 1954), Stuttgart-Botnang, Mittlerer Bauernwaldweg 15

Kurt *Braasch* (Abit. 1948), Buchholz (Kr. Harburg), Bremer Reihe 40

Hans-Jürgen *Wrage* (Abit. 1951), Hmb.-Langenhorn, Heynemannstr. 2 E

Erich *Röper* (Abit. 1958), Bingen/Rhein, Mainzer Straße 68

Neues Mitglied:

Dr. med. Heinz *Höflich* (Abit. 1935), Facharzt f. Lungenkrankheiten, Hmb.-Gr. Flottbek, Ebertallee 12

ERICH KLAMT †

Ein Herzinfarkt setzte am 16. Oktober 1960 dem Leben unseres langjährigen und getreuen Mitgliedes Erich Klamt, Bundesbahn-Oberinspektor a. D., ein plötzliches Ziel.

Wir beklagen von Herzen den Heimgang dieses alten Wilhelm-Gymnasiasten, der auf vielen Treffabenden unter uns geweilt und des öfteren lebhaft und mit Dankbarkeit von seinen Schuljahren am Wilhelm-Gymnasium von 1903–1906 berichtet hat.

Es war ihm geradezu ein Herzensbedürfnis, zu fast jedem unserer Treffabende von seinem Alterswohnsitz Neumünster herüberzukommen und sich auch am gegenwärtigen Leben seiner alten Schule zu erfreuen.

Von Herzen sei ihm auch an dieser Stelle Dank gesagt für seine Treue und Verbundenheit mit der Schule und mit unserem Zusammenschluß.

T. H.

WALTHER VOPELIUS †

Am 26. September 1960 ist Walther Vopelius im Alter von noch nicht 60 Jahren einem Leberleiden erlegen. Um ihn trauert auch der „Ehemalige Wilhelm-Gymnasiasten e. V.“, obschon er dem Buchstaben nach nicht Mitglied war. Von ihm kann aber in Wahrheit gesagt werden, daß er gewissermaßen dennoch „Der ehemalige Wilhelm-Gymnasiast“ in einem ganz besonderen Sinne gewesen ist als Sachwalter der „Ingaevonia“, jener Schülerverbindung, die im Jahre 1905 an unserem Wilhelm-Gymnasium ins Leben getreten war und bis 1930 aktiv tätig gewesen ist. Sie hat sich dann zu einem festen, auch heute noch blühenden und wirkenden Freundeskreis entwickelt, mit dem auch wir seit vielen Jahren in freundschaftlichster Beziehung stehen. Es verlangte die ganze Liebe, Geduld, Unermüdlichkeit und viel, viel Freizeit von Walther Vopelius, diesen Kreis von 50–60 Freunden zusammenzuhalten und seine regelmäßigen Zusammenkünfte zu betreuen. Schwer wird der in Hamburg und in der gemeinsamen Jugend am Wilhelm-Gymnasium wurzelnde, aber doch auch über das In- und Ausland verbreitete Freundeskreis der Ingaevononen seinen „Vopel“ vermissen, dem er so viel zu verdanken hat, und herzlich fühlen wir uns der Ingaevonia verbunden in der Mittrauer um dieses so zeitig und so rasch zu Ende gegangene Leben von Walther Vopelius.

T. H.

Vorträge auf den Treffabenden der Jahre 1959/1960 – alle mit Farblichtbildern –

- 11. 2. 1959 Dr. H. G. Schmaltz (Abit. 1907) „Marokko-Reise 1958“
- 11. 3. 1959 Dr. Peters und Hauschild (W.G.) „Griechenland-Reise 1958“
- 13. 5. 1959 Dr. E. Jordan (Abit. 1929) „Aufenthalt in Japan“
- 12. 10. 1960 Klassen 13b und 13c „Südfrankreich-Reise 1960“
- 9. 11. 1960 Klassen 13a und 12b „Griechenland-Reise 1960“

T. H.

Die Schüler der Klassen 13a, 13b, 13c haben für unser Schullandheim einen Gesamtbetrag von DM 160,- gespendet.
Dank und Anerkennung für das gute Beispiel.

„Ehemalige“ vergeßt nicht . . .

den zweiten Mittwoch
im Monat
im Clubhaus des Hamburger
und Germania Ruder Clubs

Hamburg 36,
Alsterufer 21

G. M. L. WITTENBORN SÖHNE

Seit 1871

Die alte Schulbuchhandlung
des Wilhelm-Gymnasiums

jetzt

ROTHENBAUMCHAUSSÉE 65
FERNRUF: 44 84 78

Sans Christians

Druckerei und Verlag

Wir beraten Sie gern
bei allen Drucksachen von denen Sie
etwas Besonderes erwarten

HAMBURG 36 · KL. THEATERSTR. 9-10

Schraders Würstchen die schmecken immer!

Erhältlich in den besseren Delikatessen-
und Milchgeschäften Hamburgs und in den
5 Schrader-Filialen:

Am Burstah, in der Mönckebergstraße,
im Klinker, in der Osterstraße
und auf der Reeperbahn.

KOTILLONHAUS

Johannes Markward

Spezialgeschäft für Wirte- und Vereinsbedarf

Hamburg 11

vorm. Michaelisstraße 1-3
jetzt Kleiner Burstah 8
Fernsprecher 3672 27



ERWARTET ALLE
WILHELM-GYMNASIASTEN